

Literatur des Auslandes.

N^o 26.

Berlin, Mittwoch den 1. März

1837.

Frankreich.

Der Konsul Bonaparte und die Marquise von Créqny.

Die Marquise von Créqny hatte, wie die übrigen altadeligen Familien in Frankreich, während der Revolution ihre Güter und Besitzungen verloren. Nach der Errichtung des Konsulats im Jahre 1802 zeigte sich der erste Konsul Bonaparte gegen mehrere Damen aus den ältesten Familien in der Zurückgabe der als Eigenthum der Nation konfiszierten Grundstücke so gefällig, daß sich auch Frau von Créqny nach langem Widerstreben durch den Baron Breteuil bestimmen ließ, in ihren Angelegenheiten an den ersten Konsul zu schreiben. Ein Adjutant desselben brachte ihr die mündliche Antwort, daß Bonaparte sie zwei Tage darauf um zwei Uhr des Nachmittags zu sprechen wünsche. Für die Marquise war diese Einladung höchst unangenehm; aber sie überwand endlich alle ihre Bedenkllichkeiten und ließ sich am 12. November 1802 in einer Sänfte nach den Tuilerieen tragen, wo damals die Konsuln ihren Sitz hatten. Sie vergißt dabei nicht, zu bemerken, daß sie in ihrer gewöhnlichen Kleidung war.

Man meldete, so beginnt sie ihre Erzählung, dem Konsul die Bürgerin Créqny, und so befand ich mich nun dem Sieger bei den Pyramiden gegenüber. Er betrachtete mich zwei oder drei Minuten lang mit einer nachdenkenden Miene und gab sich den Anschein, gerührt zu seyn. Dann sagte er mit einem Ausdrucke, den ich fast kindlich nennen möchte: „Ich habe gewünscht, Sie zu sehen, Frau Marschallin“; fuhr aber so gleich in einem anderen und ziemlich unbescheidenen (passablement impertinent) Tone fort: „ich habe Sie sehen wollen. Sie sind hundert Jahr alt.“ — „Vielleicht noch nicht ganz, aber ich bin nahe daran.“ — „Nun, wie alt sind Sie denn gerade?“ Ich gestehe, daß ich über diese beseligernde Frage fast Luft hatte, zu lachen; indes ich lächelte nur (wie man in meinem Alter lächeln kann) und sagte ihm: „Mein Herr, ich kann Ihnen mein Alter nicht ganz genau angeben. Ich bin auf einem Schlosse in der Provinz geboren.“

„Ja, ja“, unterbrach er mich heftig, „zu Ihrer Zeit waren die Civilstands-Register noch nicht in Ordnung, oder es gab noch gar keine.“ Darauf fing er sehr trocken, wie ein Untersuchungs-Richter im Verhöre, an zu fragen: „Wo wohnen Sie?“ — „Im Hotel Créqny.“ — „Ach, zum Teufel! und in welchem Viertel?“ Ich begriff seine Neugierde zwar nicht, doch sagte ich ihm endlich, daß dies das ehemalige Hotel Feuquieres sey, in der Straße Grenelle.

„Ab so, in der Straße Grenelle. Nun, da haben Sie gestern und vorgestern in Ihrem Viertel Lärm gehabt. Haben Sie sich gefürchtet? Es war wegen der Brodpreise.“

„Die Unruhbestifter waren nicht zahlreich, sagte man, und so habe ich mich auch nicht beunruhigen lassen.“

„Es werden künftig unter meiner Regierung keine Pöbel-Unruhen mehr möglich seyn! keine ernstbaste Aufstände, sage ich, vielleicht etwas Geschrei, das thut nichts. Frankreich ist darum nicht weniger glücklich und zufrieden! man darf sich darüber nicht täuschen; einige schlechte Menschen beweisen noch nichts für die allgemeine Unzufriedenheit. Wenn das Volk sich wohl befindet, so läßt es sich nicht darauf ein, in der Straße Lärm zu machen: eine Handvoll Unzufriedener und Uebelgesinnter giebt sich das Ansehen, etwas zu seyn; aber es ist nichts, gar nichts. Habe ich nicht Recht?“

„Ei, ganz gewiß. Drei Frauen, welche schreien, machen mehr Lärm, als dreitausend Männer, welche schweigen.“

„Das war vortrefflich gesagt. Wissen Sie wohl, daß dies ganz vortrefflich war, was Sie da gesagt haben?“ Und ich antwortete bescheiden: „Sie sind gar zu gütig, mein Herr.“

„Sie kennen den Fürsten von B.....? Was halten Sie von ihm?“

„Die Frage ist gar zu delikate und ohne Umschweife, aber zum Glück verwirrt sie mich nicht, denn ich kenne den Fürsten zu wenig, um von ihm eine eigentliche Meinung zu haben.“

„Man hat ihn mir sehr gerühmt. Aber das war ohne Grund. Wenn das heißt, weise seyn, so weiß ich nicht, was ein Thor ist.“

„Im Gegentheil“, erwiderte ich; „wenn das heißt, thöricht seyn, so weiß ich sehr wohl, was ein Weiser ist.“ Hierbei sah er mich mit einem Blicke an, wie er einen Soldaten ansehen würde, den er beloben will, und sagte: „Sie wissen sich eben so einsichtig als treffend auszusprechen.“

Hier bemerkt die Marquise, daß sie fast ein spöttisches Wort hätte laut werden lassen, als sie sich von diesem Soldaten (pauvre soldat) wegen ihres Verstandes in demselben Schlosse rühmend hörte, wo sie so oft mit den erlauchtesten Personen zusammengelebt hatte und das Bonaparte jetzt als das feinste betrachtete. Aber sie gedachte des Zwecks ihres Hierseyns und schwieg.

Das Wetter war an diesem Tage sehr unangenehm. Der Himmel war finster, Regengüsse und Windstöße wechselten mit einander ab. „Es thut mir leid“, sagte Bonaparte, „daß ich Sie heute zum Ausgehen veranlaßt habe; aber man kann sich auf das Wetter nicht verlassen, seine Herrschaft ist eine sehr arbitraire“, und lächelnd betonte er das letzte Wort. Dann fuhr er fort: „Wir sehen häufig eine Dame bei uns, die zu Ihrer Verwandtschaft gehört.“

„Wer wäre denn das?“ entgegnete ich ganz verwundert und in einem vertraulichen Tone, den er jedoch nicht bemerkte.

„Nun, das ist Frau von Miranda.“

„Ich wüßte nicht, daß wir mit einander verwandt wären. Ich bin Herzogin von Miranda in Spanien, und deshalb hat sie sich vielleicht geirrt.“ — Aber der erste Konsul nahm hierüber eine so zornige Miene an, daß es mir leid that, so viel gesagt zu haben, denn ich wollte ja weder Gutes noch Böses von jener Abenteuerin sprechen.

„Sie haben Ludwig XIV. gesehen?“ fuhr er mit sehr belebter Stimme und starker Betonung fort. „Haben Sie auch Peter den Großen gesehen, Frau Marschallin?“

„Ich habe diese Ehre nicht gehabt. Ich befand mich gerade damals auf einem älterlichen Schlosse in der Provinz.“

„Nun, haben Sie viel unter der revolutionären Gesetzgebung gelitten?“ fragte er weiter, ganz trocken und fast mit dem Ansehen eines Zerstreuens. Vielleicht wollte er es vermeiden, ein langes Klagespiel zu hören, also sagte ich mich kurz und war bald bei meinen Korsten, deren Rückgabe ich wünschte. Er antwortete mir gar nicht hierauf (es schien, als ob er ganz an etwas Anderes dachte, als mir einen Bescheid zu geben), sondern sprach: „Madame, wer in Revolutionszeiten Gutes thun will, der schreibt auf den Sand am Ufer des Meeres. Was dem Winde entgeht, das spülen die Wogen weg.“ Das waren ungefähr seine Worte, auf die ich nichts erwiderte.

(Hier findet sich nach der Angabe des Herausgebers der Créqny'schen Denkwürdigkeiten eine unleserliche Stelle, wo sich bloß die Jahreszahl 1718 erkennen läßt.)

„Das war“, nahm Bonaparte das Wort, „das Jahr, in welchem D'Aguiseau verbannt wurde? Haben Sie den Kanzler D'Aguiseau gekannt?“

„Ich habe ihn einige Male gesehen, General, er war der Freund meines Schwiegervaters gewesen.“

„Haben Sie Dubois und Cartouche gekannt?“

Diese Frage kam der alten Dame gar zu überraschend. Sie antwortete kein Wort und sah dem Konsul so starr und streng ins Gesicht, daß sie sich selbst hinterher darüber gewundert hat. Er mochte es indes wohl selbst fühlen (fährt sie fort), daß es eine große Unschicklichkeit war, die Marquise douairière von Créqny nach Neuigkeiten von Cartouche zu fragen (von dem sie übrigens im ersten Theile ihrer Denkwürdigkeiten so viel erzählt hat, daß dem Leser Bonaparte's Frage gar nicht so wunderbar vorkommen kann), und er wendete sich daher mit einem so feinen, naiven und sanften Lächeln zu ihr, daß sie gänzlich entwaflnet wurde. „Erlauben Sie mir Ihre Hand zu küssen“, sagte er. Ich wollte also schnell meinen Handschuh (mitaine) abstreifen, wie es sich für eine solche Gelegenheit schickte. Aber er setzte mit vieler Gutmüthigkeit hinzu: „Nehmen Sie Ihren Handschuh nicht aus, mein gutes Mütterchen (ma bonne mère)“, und drückte nun seine Lippen mit Festigkeit auf die Spitzen meiner armen hundertjährigen und wogeren Finger, die nicht vom Handschuh bedeckt waren. Darauf bewilligte er mir mit großer Anmuth die Zurückgabe meiner Waldungen und sprach viel von dem edlen und vortrefflichen Betragen des Herzogs von Créqny: Lesdiguières zu Rom, indem er hinzusetzte, daß Frankreich sehr Unrecht gehabt habe, zu gestatten, daß man die Säule niederreißen durfte, die auf das deutlichste die Genußthuung bezeugte, welche der Römische Hof unserem Botschafter hatte geben müssen. Ach! was hilft mir jetzt dieser schöne Name, den ich als die Letzte vom Hause Créqny trage, und den man bald in ein schmutziges Todten-Register schreiben wird, wie den aller gemeinen Leute, und vielleicht gar auf ein Blatt mit den Namen eines Merlin oder Gasparin!

Bonaparte wußte übrigens nicht, oder vielleicht erinnerte er sich nicht daran, daß auf der Säule, deren Zerstörung er bedauerte, die Korven als eine durchaus verwerfliche und von allen Völkern gebähte

*) Souvenirs de la Marquise de Créqny. T. VII. p. 232—237.

Nation bezeichnet waren, die für unfähig erklärt worden, künftig im Dienst der Könige zu stehen.

So weit die Marquise. Wir gestatten uns nur in Beziehung auf die letzten Neußerungen Bonaparte's den Zusatz, daß in denselben die Händel gemeint sind, welche im Jahre 1662 zu Rom stattfanden, als der Herzog von Créquy außerordentlicher Gesandter am Hofe des Papstes Alexander VII. war. Die Französischen Bedienten hatten Streit mit der Päpstlichen Wache, die aus Korfen bestand, gehabt, und es war zum Handgemenge gekommen und der Französische Gesandte nebst seiner Gemahlin am 20. August persönlich beschimpft worden. Zur Genugthuung für den höchst erbitterten König Ludwig XIV. schickte der Papst eine Gesandtschaft nach Paris, ließ eine Schandsäule an dem Orte errichten, wo sich die Begebenheit ereignet hatte, und verbannte die Korfenwache für immer aus Rom, worauf dann der Herzog von Créquy nach Rom zurückkehrte. Die Säule selbst wurde indess schon nach drei Jahren mit Einwilligung des Königs von Frankreich niedergeworfen. M. f. Le Bret's Geschichte von Italien in der Allgem. Welt-Historie Th. 46, Bd. 2. S. 669 — 676. Die Worte der Inschrift giebt übrigens Frau von Créquy falsch an. Denn die Korfsche Nation wurde nur für unfähig erklärt, je wieder dem Päpstlichen Stuhle zu dienen, inhabilis et incapax, wie die Worte lauteten (s. Allgem. Welt-Historie Th. 39 S. 339), ad sedi Apostolicae inseriendum, nicht aber als untauglich für den Dienst der Könige überhaupt. J.

Zur Geschichte Ravailiac's.

(Schluß.)

Kaum aber war Ravailiac seinem Ziele so nahe, als plötzlich sein Entschluß beinahe gescheitert wäre. Er verließ Paris, lehrte wieder um und ging dann aufs neue bis zu den Thoren von Etampes, nachdem er auf der Straße die Spitze seines Messers zerbrochen hatte, bis er endlich auf einmal, ohne neuen Grund, ohne irgend etwas Besonderes auf dem Wege getroffen zu haben, als eine heilige Figur auf dem ersten Hause der Vorstadt, sich nach seinem ersten Logis in Paris zurückbegab. Das Einzige, womit er diese plötzliche Rückkehr zu erklären mußte, bestand in einer traurigen Erinnerung, die ihm zum Unglück unterwegs eingefallen war. Es hatten ihm nämlich einige Soldaten in Paris gesagt, sie müßten zwar nicht, zu welchem Krieg sie versammelt würden, aber selbst, wenn es gegen den Papst ginge, so würden sie doch ihrem König bereitwillig folgen und auf die Gefahr ihres Seelenheils für ihn bis in den Tod kämpfen. Dieses aufbrausende Geschwätz einer kampflustigen Soldateska machte die Person Heinrich's IV. aufs neue zum Ziele des Mörders; „da“, meinte er, „gegen den Papst Krieg führen so viel ist als gegen Gott den Herrn.“ Er wußte also wieder sein abgebrochenes Messer und fing nun an, den König selbst aufzusuchen. Doch ehe er den Schlag ausführte, wollte er noch warten, bis die Krönung der Königin, die schon zehn Jahre vermählt und Mutter von sechs Kindern war, vorüber wäre, indem er glaubte, daß nach dieser Feierlichkeit der Tod des Königs weniger Verwirrung verursachen würde. Endlich den folgenden Tag nach dieser Ceremonie, Freitag den 14. Mai, hatte er sich den ganzen Morgen zwischen den beiden Thoren des Louvre aufgehalten; als er den König herausfahren gesehen, folgte er ihm bis zu dem Orte, wo er einige Monate vorher umsonst versucht hatte, sich Gehör zu verschaffen; und hier war es, wo er ihm mit seinem Messer ein oder zwei tödtliche Stiche in die Seite versetzte.

Außer diesem Messer mit einem Hirschhorngriff hatte man noch bei ihm einige Stangen gefunden in Französischen Reimen für einen zum Tode gehenden Verbrecher; diese rührten nach seiner Aussage nicht von ihm her, sondern von einem Landsmann, der sie seinem Urtheile unterworfen habe, „da er sich zuweilen mit Poesie beschäftigte“; ferner ein Papier, auf welchem das Französische Wappen abgebildet war, und daneben zwei Löwen, von denen der eine einen Schlüssel und der andere einen Degen hielt, mit folgender Aufschrift von seiner eigenen Hand, die, wie er sagte, seinem Vorhaben zum Wahlspruch dienen sollte:

Ne souffre pas qu'on fasse en ta présence
Au nom de Dieu la moindre irrévérence;

Drittens fand man ein Stück Baumwolle in Form eines Herzens, das ihm ein Kanonikus aus Angoulême gegeben hatte, um ihn vom Fieber zu heilen, und in welchem seine Frömmigkeit ein Stückchen von dem wahren Kreuz eingeschlossen glaubte, welches sich aber nicht darin befand; endlich noch ein Papier, auf welchem an drei Stellen der Name Jesu Christi geschrieben stand, und einen Rosenkranz, den er in der Rue Saint-Jacques gekauft hatte, um seine Gebete zu verrichten. Bei dem zweiten Verhör, das er bestand und aus welchem alle diese Thatsachen hergenommen sind, schrieb er hinter seinen Namen folgende zwei Reime:

Que toujours dans mon coeur
Jésus soit le vainqueur.

Dies war der Mensch, dies der Charakter, welcher so eben den Plänen und dem Leben eines großen Königs ein Ziel gesetzt und den ganzen Lauf der Ereignisse in Europa plötzlich verändert hatte.

Man richtete natürlich eine große Menge direkter und indirekter Fragen an ihn, um seine Mitschuldigen von ihm herauszubekommen; daß er welche haben müsse, suchte man ihm mit sehr vielen Argumenten eindringlich zu machen. Doch er beharrte auf seiner Aussage, daß ihn in Paris Niemand gekannt habe, außer seinen Landsleuten im Jakobiner-Kloster, wo er immer die Messe besucht hatte; daß weder er noch die Seinigen vom Könige das geringste Unrecht erlitten, und daß Keiner ihn dazu angetrieben oder verführt hätte; daß er seit länger als zwanzig Jahren aller fremden Leitung entwichen sey, und daß die That, die er gewagt, von ihm allein herrühre, und zwar aus einer bösen, teuflischen Versuchung, welche die verschiedenen Reden und Predigten, die er gehört, noch verstärkt hätten; auch die größten Qualen, meinte er, würden nie etwas Anderes von ihm herausbringen. Wenn erkannte er an, daß

er eine große Sünde begangen habe, für die er Gott, und die Königin, und den Dauphin, und den Hof und alle die, welche dadurch zu Schaden kommen könnten, um Verzeihung bäte; doch verzweifelte er nicht an der Gnade des Herrn, zu dessen Ehre er die Sünde gethan habe, „dieweil ja Gottes Barmherzigkeit mächtiger sey, als das Verbrechen der Sünder“; darum wolle er bis zum Tode in Glaube, Hoffnung und Liebe verharren. Er fügte hinzu, daß er sich der göttlichen Gnade und des Himmelreichs für unwürdig hielt, wenn er von einem Franzosen oder einem Fremden zu der That verleitet worden wäre und dies nicht vor dem Tode bekennen wolle; denn dann würde ja seine Sünde noch größer werden und er daran Schuld seyn, daß alle seine Mitbürger durch ihren ungerechten Verdacht gegen Den oder Jenen tagtäglich eine Sünde begingen. Er versicherte feierlich, daß er gewiß niemals aus einem anderen Grunde, als wegen eines Krieges gegen den Papst, einen solchen Anschlag gefaßt haben würde, daß er seine That tief bereue und Jedermann inskändig bitte, ihn allein dafür verantwortlich zu machen und ja keinen Anderen offen oder im Geheimen bösslich zu verdächtigen. So oft man auf diesen Gegenstand zurückkam, wurde er in seinen Worten, die sonst ziemlich kalt und matt waren, plötzlich warm und eifrig. Durch diesen allgemeinen Glauben der Menschen, die ihm durchaus Mitschuldige aufdringen wollten, fürchtete er nicht nur, seinen eigenen Charakter verkannt zu sehen, sondern er hielt es auch für eine Sünde, die Welt in dieser Ungewißheit zu lassen. Auch über den Verdacht, daß er von ehrgeizigen Leuten gedungen seyn könnte, ließ er sich ziemlich genügend vernehmen. „Wenn das wahr wäre“, sagte er, „würde ich gewiß nicht hundert Meilen weit hergekommen seyn, mit dem Könige selbst zu sprechen, und ich hätte mir's nicht so viel Zeit und Mühe kosten lassen, zu seiner Person zu kommen.“ Er selbst, sein eigener Entschluß habe ihn dazu fortgerissen, freilich wider den höchsten Willen Gottes; er habe dieser Versuchung nicht widerstehen können, da es ja nicht in der Macht des Menschen wäre, das Böse von sich abzuwehren; jetzt aber, nachdem er die ganze Wahrheit bekannt, ohne das Geringste zu verbergen, „wolle er nur noch zur heiligen Jungfrau stehen und zum heiligen Sankt Petrus und zum heiligen Sankt Paulus und zum heiligen Sankt Franziskus, seinem Schutzpatron, — dessen Namen er mit heißen Thränen aussprach, — und zum heiligen Sankt Bernhardus und zu dem ganzen heiligen Hof des Himmelreichs, sich für ihn bei unserem Herrn Jesus Christus zu verwenden, auf daß er ihn durch sein Kreuz von der Hölle erlöse.“

Auch der Pater d'Aubigny wurde natürlich über das sonst ganz unschuldige Verhältniß, in welchem er nach der Erzählung des Mörders zu diesem stand, vernommen, und obwohl der Rath, den dieser von ihm bekommen haben wollte, gewiß der einzige und beste war, den ein Geistlicher einem so fanatischen Schwärmer geben konnte, so leugnete doch der Jesuit, den Ravailiac niemals gesehen zu haben, obgleich dieser bei seiner Aussage blieb. So erinnerte er ihn auch unter Anderem, daß er ihm einen Sou gegeben habe, worauf der Jesuit erwiderte, daß die Geistlichen seines Ordens niemals Geld gäben und auch gar keines bei sich trügen; er nannte den Angeklagten einen verstockten Böhewicht und meinte, er solle nach einem solchen Substanz nicht noch einen Unschuldigen hineinmischen, sondern sich mit seinen eigenen Sünden begnügen und nicht noch tausend anderes Unheil verursachen. Auf alle Einwendungen und Erklärungen des Mörders antwortete er bloß, das wären nichts als Träumereien und unverschämte Lügen.

Dies war der Inhalt der Resultate, welche die Instruction des Prozesses von vorn herein ergab. Ravailiac's Aussagen in Bezug auf seine wiederholentlichen Veruche, zum Könige zu gelangen, wurden von den Leuten bestätigt, die sich erinnerten, ihn, wie so viele Andere, abgewiesen zu haben. Sonst kannten ihn in seinem zurückgezogenen ärmlichen Leben nur einige Handwerker, mit denen er zusammen wohnte und speiste. Uebrigens suchte man auch hier, wie immer, von allen Seiten die entferntesten Umstände zusammen, die sich auf das Verbrechen beziehen konnten, und es wurden eine ganze Menge von ominösen Zeichen und Vorbedeutungen angeführt, wie sie, selbst in den aufgeklärtesten Jahrhunderten irgend wichtigen Ereignissen niemals gesehlt haben. Ja, man erzählte ganz sonderbare Geschichten von diesen Dingen, wo man zu gleicher Zeit die gräßliche That im Augenblicke der That gewußt und beklagt haben soll. Daß die Obrigkeiten und Beamten, trotz aller Bemühungen, dieser Spur zu folgen, doch nichts weiter zu entdecken vermochten, das wurde natürlich von den Unzufriedenen ihrem ungeschickten Verfahren zugeschrieben. Dagegen hatten sie, ohne sich von den hergebrachten Regeln zu entfernen, alles Mögliche versucht, um den Sinn des Delinquenten durch Drohungen zu erschüttern. So hatte ihm der Präsident unter Anderem bemerkt, wenn er nicht die Wahrheit gestehen wolle, so würde man seinen Vater und seine Mutter hängen und Beide vor seinen Augen unbarmerzig zerreißen lassen, bis er Alles bekenne. Einige behaupten, daß ihn diese Drohung außer Fassung brachte; nach Anderen aber soll er die Gerechtigkeit einer solchen Maßregel bestritten haben. Zu allererst hatte man ein weit wirksameres Mittel vorgeschlagen, das die Königin selbst empfahl. Ein Pariser Fleischer erbot sich, wenn man ihm den Verbrecher anvertraue, so wolle er ihn mit so viel Geschicklichkeit und so langsam abschinden und dabei doch seine Kräfte so zu schonen wissen, daß er, selbst wenn ihm schon die ganze Haut abgezogen sey, doch noch bis zur Hinrichtung leben könne. Da man endlich durch Schrecken nichts vermochte, so nahm man zu geistigen Ermahnungen die Zuflucht. Man schickte Mönche und Prediger zu ihm, die ihm vor der ewigen Höllenqual Angst machen sollten; doch auch diese konnten nicht mehr von ihm herausbringen, als was er gerichtlich ausgesagt hatte.

Auch die wenigen Personen, mit denen er einige Verbindung gehabt, weißt ziemlich einfältige Leute und arme unwissende Mönche, wurden verhört. Nur Einer von diesen, Namens Dubois, wußte einen besondern Umstand aus dem Leben des Mörders zu erzählen. Er hatte nämlich vor vier Jahren mit dem Angeklagten in einer Stube zu Paris

logirt und hatte des Nachts beim Schein eines hellen Lichts bemerkt, wie Navailles, indem er ihn für eingeschlafen hielt, den Teufel heraufbeschworen und wie ihm dieser in der Gestalt eines großen schwarzen Hundes erschienen sey. Diese Entdeckung mußte natürlich den ganzen Heiligkeits- und Furchtschein, den der Mörder bis jetzt angenommen, zerstören; es war nun keine höhere Eingebung mehr, sondern die schwarze Kunst, die ihn zu dem Verbrechen verleitet; daher Navailles diese Beschuldigung mit allen Kräften abwehrte. Er erinnerte sich zwar, mit jenem Menschen in einem Wirthshause gewohnt zu haben, aber nicht in demselben Zimmer. Er erzählte, daß er den Dubois aus seinem Zimmer um Hilfe schreien hörte, daß er ihm nicht auf der Stelle beispringen konnte, und daß er später von ihm erfahren habe, ein ungeheurer schwarzer Hund wäre zu ihm gekommen und hätte die Pfoten auf sein Bett gelegt. Hierauf hatte er ihm gerathen, den andern Morgen in die Messe zu gehen, um diese schreckliche Vision zu vergessen.

Derartigen Einzelheiten waren nur wenig geeignet, die Untersuchung zu befördern; jetzt war die Reihe an der Tortur. Man schlug vor, die grausamsten und schrecklichsten Künste des Henters anzuwenden, ja, Einige wünschten, man möchte sich eines ganz besondern ausgeuchten Folterwerkzeugs bedienen, das neulich in Genf erfunden worden und dessen praktischen Erfolg sie zu rühmen wußten. Andere dagegen fanden es sehr seltsam, daß man etwas, woran Frankreich, Gott sey Dank, keinen Mangel leide, vom Auslande borgen wolle; es gab auch welche, die von dieser neuen Erfindung deshalb nichts wissen wollten, weil sie von den Kettern kam. So kam man denn überein, sich an die gewöhnlichen und hergebrachten Martern zu halten, was wieder die Reformirten für eine sehr lächerliche Schwäche hielten. In so fern aber ging man über die gewöhnliche Sitte hinaus, daß man, nach einem ähnlichen Beispiele unter der Regierung Ludwig's XI., auch den Mörder Heinrich's IV. schon damals ohne Weiteres eine der härtesten Proben bestehen ließ, während sonst nur die Angeklagten, welche ihr Verbrechen leugneten, vor der Hinrichtung auf die Folter gelegt wurden. Nach dieser ersten Probe mußte man stehen bleiben, weil der Delinquent sich in seinen Aussagen und Antworten durchaus nicht geändert hatte; auch wollte man ihn nicht zu sehr schwächen, damit er es noch bis zur Strafe aushalten könne.

Als die Instruction des Processes vollendet schien, ließ sich der General-Procurator, da er krank war, in das Palais de Justice bringen, um mit den königlichen Advokaten seine Verobredungen in Betreff des Endurtheils und der Strafe zu nehmen. Man wünschte noch einen außerordentlichen Zusatz zu erfinden zu der gewöhnlichen Bestrafung großer Verbrechen; diese bestand nur darin, den Körper mit glühenden Zangen zu zwicken und gliedweise hinzurichten, und damit wollte man nun noch ein sinnreiches Gemisch von mehreren Stoffen verbinden, wodurch das Fleisch zerrissen und grausam verbrannt würde; das Recept dazu hatte man schon bei den Alten gefunden. Da wurde es aber plötzlich rathsam, die Sache zu beschleunigen, damit sich nicht die Gesundheit des Verbrechers verschlimmere und er zu wenig Strafe lide. Endlich versammelten sich den 27. Mai die verschiedenen Kammern des Pariser Parlaments, um das Endurtheil auszusprechen. Als der Verbrecher vor die Schranken kam, erzählte er zum ersten Male von einer neuen Vision, die ihm in der Kirche von Vivonne begegnet war. Da er sich nämlich hier aufgehalten hatte, um sein Gebet zu verrichten, habe er in einer dreieckigen Figur den Kopf eines Mohren vor sich gesehen, und als er nachher einen Maler, mit dem er zusammen wohnte, um sein Schreibzeug bat, um sich die ganze Gestalt dieser Erscheinung auf dem Papier aufzubewahren, fand es sich, daß dieses Schreibzeug just auch die Gestalt eines Dreiecks habe und daß der Maler ebenfalls das Bild eines Mohren besäße. Ueber dieses Zusammentreffen erstaunt, konnte er es sich nur damit erklären, daß dieser Mohrentopf, dessen Schwärze alle Wasser des Meeres nicht wegwaschen konnten, Niemand anders wäre, als der König selbst. Uebrigens wiederholte er vor den versammelten Richtern Alles, was er vor den Commissarien ausgesagt, und so gab denn das Parlament sein Endurtheil, nach welchem er „des Verbrechens der beleidigten Majestät am Oberhaupt des Staates und des gottlosen, abscheulichen Vaternordes an der Person des verewigten Königs Heinrich's IV. lobesamen Andenkens für schuldig und überführt erklärt und zu der Strafe verurtheilt wurde, daß seine Brust, Waden und Schenkel mit glühenden Zangen gezwickt, seine rechte Hand, die mit dem Messer den Mord begangen, mit Schwefel verbrannt, daß auf die Stellen, die mit Zangen gezwickt worden, geschmolzenes Blei, siedendes Del, brennendes Pech und Wachs und Schwefel zusammen gegossen, und daß nach diesem sein Körper von vier Pferden zerrissen, seine Glieder vom Feuer verzehrt und seine Asche in alle vier Winde gestreut werden solle; ferner erklärte es seine Güter für konfisziertes Eigenthum des Königs, verordnete, daß das Haus, in welchem er geboren, niedergehauen, der Eigentümer desselben vorher entschädigt und daß auf dem Plage in Zukunft kein neues Haus gebaut werden solle; sodann befahl es seinem Vater und seiner Mutter, in vierzehn Tagen das Königreich zu verlassen und nie mehr wieder dahin zurückzukehren, widrigenfalls sie ohne weiteren Prozeß gehängt würden; endlich untersagte es seinen Brüdern und Schwestern, seinen Vettern und anderen Verwandten, in Zukunft noch den Namen Navailles zu führen, und gebot ihnen, einen anderen dafür anzunehmen.“ Dieses Urtheil war vielen noch nicht streng genug; der General-Procurator selbst hatte mehr verlangt. Er wollte, daß zwischen den Zangen und den vier Pferden eine Pause von einer ganzen Stunde hingehalten, ferner daß man auf den Boden des umgerissenen Hauses Salz streuen und endlich, daß man alle Verwandten, die den Namen des Delinquenten führten, in das Verbannungsurtheil aufnehmen solle. „Wenn ich bei dem Urtheil zugegen gewesen wäre“, schrieb der damalige Supplikenmeister Nicolas Paquier, „so würde ich noch weiter gegangen seyn; Vater, Mutter, Brüder und Schwestern hätten alle zusammen mit ihm sterben müssen.“

Vor der Execution, welche noch denselben Tag stattfinden sollte, wurde der Delinquent noch der Spanischen Stiefelprobe unterworfen, um ihn zur Entdeckung seiner Helfershelfer zu zwingen. Bei der ersten und zweiten Schraube schrie er, daß Niemand etwas von seinem Plan gewußt, bei der dritten verlor er die Besinnung. Als man ihn wieder zu sich gebracht hatte, wiederholte er, daß er nichts verberge, daß er sich der göttlichen Barmherzigkeit unwürdig hielte, wenn er die Wahrheit verheimliche, daß ihn die Versuchung des Teufels zu einer großen Sünde verleitet habe, und daß er dafür die ganze Welt um Verzeihung bitte. Nachdem er darauf den Priestern übergeben worden, legte er diesen seine letzte Beichte ab, bestätigte alle frühere Erklärungen und verlangte die Bekanntmachung der Beichte. Sodann führte man ihn in einem Karren vor die Kirche Notre-Dame, um daselbst öffentliche Abbitte zu thun, und endlich auf den Gräbe-Platz mitten unter den Verwünschungen der Menge, über die er ein wenig verwundert schien; denn gleich allen denen, welche die feindseligen Worte der Parteien aufgesaugen und zur That verwickelt haben, glaubte er, für den Dienst des Volkes zu sterben und wenigstens im Tode Mitleid zu verdienen. Auf dem Schafot empfing er die Absolution des Priesters unter der Bedingung der ewigen Verdammniß, wenn er nicht die Wahrheit gesagt habe; dies nahm er an. Mit Rahe und Gleichmuth sah er das Schwefel Feuer seine Hand verzehren. Die Zangen, die sein Fleisch zerrissen, die brennenden Flüssigkeiten, die auf seine Wunden gegossen wurden, entriß ihm furchtbares Angstgeschrei; aber nichts desto weniger beharrte er dabei auch mitten unter diesen Leiden, daß er Alles gestanden habe. Als endlich in dem Augenblick, wo die vier Pferde ihr Werk begannen, die Priester die gewöhnlichen Gebete hersagen wollten, da überläutete sie das Wuthgeschrei des Volkes. Die Bretter, zwischen welchen der Körper eingefügt war, fielen, die wildgewordenen Pferde fingen an zu reißern, und als eins von ihnen ermattete, ließ ein Pferdehändler das seinige, um es zu ersetzen. Der Richter hatte nur das Hemde des Delinquenten zu verbrennen; denn das Volk war über seine Reste hergefallen, und Jeder hatte ein Stück davon mitgenommen. Alle Prinzen und Herren vom Hofe, alle Beamten der Krone und des Staatsraths wohnten diesem schrecklichen Schauspiel bei von den Fenstern des Hôtel-de-Ville. Es wird nicht berichtet, ob auch der Florentiner Concini, der nachherige Marschall d'Ancre, zugegen war, und ob auch er, dem es später nicht viel besser ging, zusehen konnte, wie das Volk seine Rache an einem Leichnam ausübte.

Bibliographie.

- Esquisses historiques etc. de l'armée française. — Von Aubert. 2 Bde. Saumur.
Des forces militaires de l'Empire Russe. — Aus dem Deutschen des General von Bismark.
Cours de littérature allemande du moyen age. — Von Eichhoff. Erste und zweite Lfg.
Almanach du commerce de Paris. — Von Bottin. Jahrgang 1837. 12 Fr.
Annales françaises et étrangères d'anatomie etc. — Erste Lfg. Jährlich 14 Fr.
Le droit et la géométrie. — Bericht für das J. 1837. 12 Baste. 14 Fr.
Veillées du Nord. — Sittenschilderungen von Madame S. L. 6 Fr.
Traité de la peremption d'instance. — Von Regnaud. 7 Fr.
De l'étude du droit romain. — Von Beprières. 4 1/2 Fr.
Essai sur la dissolution de la gravelle. — Von Chevallier. 3 1/2 Fr.
Le musée de Versailles. — Von Reveil. Erste Lfg. 60 Cent.
Leçons de médecine homoeopathique. — Von Simon.
Chroniques contemporaines. — Von Biollet. 7 1/2 Fr.

R u s s l a n d.

Kaukasische Skizzen, von Marlinsky.

Mulla-Nur, der Tscherkessen-Hauptling.

Man hat mir in Kuban viel von Mulla-Nur erzählt, und so viel ich aus Allem, was ich hörte, schließen kann, versteht dieser Räuber sein Handwerk sehr gut. Wollte er die Kaufleute und Reisenden, die sich von Kuban nach Schamacha begeben, total ausplündern oder gar tödten, so würde er natürlich die Uebrigen zurückschrecken, sie von dieser Strafe fern halten und dadurch seinen, wenn auch nicht großen, so doch sicheren Durchgangszoll verlieren. Jeder, der jetzt diese Bergschlucht passiert, sagt zu sich selbst: „Wahrscheinlich begegne ich Mulla-Nur nicht, und geschieht es, so ist das Unglück auch nicht groß. Er nimmt mir zwei Rubel ab, höchstens einen Dukaten, während mir der Umweg über Usti-Agatsch zweimal so viel Geld und dreimal so viel Zeit kosten würde“; und Jeder reist ohne Gefahr und ohne des Räubers Erscheinung zu fürchten, da dessen sogenannte Rechtllichkeit zum Sprüchwort geworden ist.

Kast unbegreiflich ist es aber in der That, wie ein Räuber, und ein Tscherkessischer Räuber noch dazu, beim Anblick von Gold und werthvollen Waaren der Versuchung zu widerstehen und sich mit Wenigem zu begnügen vermag, wenn er Alles nehmen kann! Dies stimmt aber mit angeborener Untergewinnlichkeit überein, als mit scharfsinniger Berechnung. Noch bemerkenswerther ist sein Wohlwollen gegen Russen. Er beraubt sie nicht nur niemals, sondern erweist ihnen Höflichkeiten, geleitet sie durch einen reißenden Strom, schützt sie an gefährlichen Stellen gegen fremde Räuber und verehrt ihnen bei der Trennung einen Apfel oder eine Granate mit den Worten: „Gedenket Mulla-Nur's!“ und dergleichen mehr.

In ganz besondere Affection nahm er den Geistlichen des Apcheron'schen Regiments, der in Kirchen-Angelegenheiten sich oft nach Schamacha begeben muß. Er kommt ihm entgegen, geleitet ihn, führt ihn an schlüpfrigen Stellen der Fuhr durch den Tseng, sein Pferd am Zügel, und spricht: „Danke mir nicht; ich muß Dir dienen, weil

Du ein Nulla (Priester) dem Herzen nach bist und ich es nur dem Namen nach bin; deshalb achte ich Dich. Es giebt nur Einen Gott! Lebe wohl!" Einst war der Diener des Geistlichen weit hinter ihm zurückgeblieben. Als Nulla-Nur auf seinem Rückwege dem Säunigen begegnete, ließ er ihn die Geschmeidigkeit seines Sattelriemens fühlen und gab ihm dabei die Lehre: „Verlasse Deinen Herrn nicht an solchen Stellen, wo er ohne Hilfe, und ohne daß man je etwas von ihm erfähre, durch Wasser, durch einen Sturz vom Felsen oder durch böse Menschen umkommen kann!"

Während einer Hungersnoth nahm er von jedem Bündel Weizen, das aus Schirwan gebracht wurde, welche Provinz von der Dürre nicht gelitten hatte, ein gewisses Maas als Abgabe und vertheilte diesen Weizen unter die ärmsten Leute in den Gebirgsdörfern. Dafür hat aber auch die ihm treue Anhänglichkeit der Bewohner der Umgegend bisher noch jedem Geldanerbieten und jeder Androhung von Strafen widerstanden. Nulla-Nur findet überall Ausnahme, erfährt es immer zeitig genug, wenn man heimlich einen Angriff gegen ihn vorbereitet, und gewöhnlich kehren die gegen ihn ausgesandten Reiter ohne Erfolg und ohne Eisen an den Hüfen ihrer Pferde zurück, während der klühe Räuber auf der Spitze eines steilen Felsens ihrer vergeblichen Anstrengungen spottet. Es kam zwar mehrere Male zum Handgemenge, doch Nulla-Nur, durch die Dertlichkeit geschützt, rettete sich immer mit seiner Schaar, zwar nicht ohne Verlust, aber ohne verfolgt zu werden; denn wo er mit seinem Pferde durchkommt, folgt ihm so leicht Niemand, der die Gegend nicht genauer kennt.

Vor einem halben Jahre ungefähr hatte der Platz-Adjutant von Kuban einen Plan entworfen, ihn zu fangen. Ein Bewohner von Kuban und Vertrauter Nulla-Nur's gab das Haus in dem Dorfe an, wo er bei einem Verwandten übernachtete. Bei Tagesanbruch näherten sich gegen hundert gewandte Reiter der Höhle des Panthers, — und er schlief noch. Der wachhabende Tatar machte aber Lärm, und in demselben Augenblick begriff Nulla-Nur's Gewehr die Angreifenden. Er und seine Gefährten sochten wie Berzweifelte, wobei das an den Felsen stoßende Haus ihnen alle Vortheile der Defensiv darbot. Der Offizier ward verwundet, und die Räuber, die augenblickliche Verwirrung benutzend, entkamen in die Berge. Sie in den Schluchten fangen zu wollen, wäre eben so gut gewesen, als hätte man Luft gebahrt, den Wind auf freiem Felde zu fassen. Die Expedition kehrte zurück.

Am Abend des nächsten Tages begab sich Nulla-Nur ganz ruhig in das Haus seines Verräthers und setzte sich schweigend an das im Kamin brennende Feuer. Der unglückliche Denunziant erbleichte, als er die finstere Miene des Eingetretenen wahrnahm. Fortgehen konnte er nicht: ein Pistolenschuß schloß ihm die Thür. — „Erinnerst Du Dich, Bagir", sagte Nulla-Nur endlich, „wie viel Gold Du von mir empfangen hast, wie oft ich Dich aus der Noth rettete. Nicht nur, daß Du Dein gutes Auskommen hast, sondern auch daß Du lebst — verdankst Du mir. Ist es so?"

Die Antwort erstarrte auf Bagir's Lippen.

„Ich würde übrigens ein elender Mensch seyn, wenn ich Dir dergleichen unbedeutende Wohlthaten vorhalten wollte. Was ist Leben, was ist Gold, wenn das Leben Kummer und Sorgen, und das Gold — Schande bringt; wenn man beide nicht mit Ehre und Zufriedenheit genießen kann? Ich aber rettete zweimal Deinen guten Namen, Bagir; ich gab Dir die Mittel, ihn auch künftig gegen allen Vorwurf zu bewahren. Sage, ist es Wahrheit, was ich spreche, oder nicht?"

Bagir fiel auf die Kniee nieder.

„Auch damals fielst Du vor mir auf die Kniee, wie jetzt, und riefst Gott zum Zeugen Deiner Dankbarkeit an; Du legtest Deine Hand auf den heiligen Koran und schworst mir Freundschaft und Treue! . . . Gesah es so, oder habe ich es geträumt? Antworte!"

„Erbarme Dich meiner!" rief voll Verzweiflung die Hände ringend Bagir.

„Und Du liehest Dich ohne alle Noth in einen Handel ein, meinen Kopf zu verkaufen; Du wogst in einer Hand mein Blut und in der anderen den Preis dafür? Du bist ein schlechter Rechner, Bagir; es hätte Dir mehr Vortheil gebracht, wie Russisches Pulver als Russisches Blei zu verkaufen. Wie viel versprach man Dir für Deine blutige Vermittlung? Zwanzig oder dreißig Dukaten?"

„Zehn", stotterte der übersührte Sünder hervor.

„Nur zehn? Wenn man mich nicht höher schätzte, so zeigt es, daß man sehr gut wußte, wie viel an Dir ist. — Wahrscheinlich empfangst Du schon Zahlung und Geschenke für Dein herrliches Unternehmen?"

„Nein; ich sollte Alles erst erhalten, wenn ich Dich nach Kuban brächte!"

Die Augen Nulla-Nur's sprühten vor Zorn. „Ich bin in Kuban!" rief er, indem er in die Höhe sprang. „Du hast Dein Geld verdient und sollst es zum Vollen erhalten!"

Die Nachbarn fanden Bagir mit Dukaten erschossen, die ihm bis mitten ins Herz gedrungen waren. Seit dieser goldenen Hinrichtung zeigte sich noch kein Liebhaber wieder, Nulla-Nur zu verrathen, und wie früher trägt er auf seinen Schultern das als Preis aufgegebene verbrecherische Haupt.

Meine Neugier ward regt. „Dieses wilde Thier möchte ich wohl sehen!" sagte ich. — „Das ist nicht ganz gefahrlos", antwortete ein Offizier. — „So leicht ist es nicht", meinte ein Anderer. „Ich habe ihn aufgesucht, habe ihn bei Namen gerufen, aber vergebens." — „Man findet ihn gewiß, wenn man die Tenginesische Schlucht passiert; ich habe ihn gar nicht sehen wollen und begegnete ihm unerwarteter Weise", sagte ein Dritter.

„Ich will durch die Tenginesische Schlucht." Und vor mir lag ein

Reisepaß in Russischer und Türkischer Sprache: „Den Inhaber N. N. hat man auf der über Kanakent führenden Straße ungehindert passieren, ihm gegen gesetzmäßige Zahlung so und so viel Pferde verabfolgen zu lassen und, nach Verhältnis der Gefahr, ihm bewaffnete Begleiter mitzugeben."

Dieser Talisman bringt mich in einem Nu über das Gebirge nach Schirwan. Der Kommandant suchte mir von der Krise auf der nächsten Straße abzurathen: „Die Ströme in den Schluchten sind angeschwollen; auf den Bergen ist der Schnee nicht geschmolzen; der Gefahren giebt es viele und von jeder Art!" — „Um so mehr muß dieser Weg erwählt werden, Herr Oberst!" sprach ich zum Kommandanten. „Ihre Wunden beweisen, daß Sie sich vor gewisser Gefahr nicht scheuten; ich müßte mich ja schämen, vor eingebildeter zu bangen." — „Liebster Freund", antwortete der Kommandant, „ich ward im Dienste des Kaisers verwundet, und böten jene Berge irgend einen Vortheil dar, so würde ich Sie nicht nur nicht zurückhalten, sondern sogar selbst hinführen. Wer aber, wage ich zu fragen, soll einen Vortheil davon haben, wenn Sie sich mit jenen Abgründen bekannt machen?"

„Die Poesie", erwiderte ich.

„In der That? Dann hab' ich freilich Unrecht und vergaß, daß Sie zu einer Klasse von Leuten gehören, denen die Regionen über den Wolken von Rechtswegen angehören, und die sich den Hals auf die materischste Weise brechen dürfen. Nun, Gott sey mit Ihnen. Ich will Sie nicht länger zurückhalten. Sie thäten aber wahrlich viel vernünftiger, wenn Sie, wie Ihre Kollegen, auf der Feder reitend über das Gebirge zögen."

„Ja, die Gebirge meiner Kollegen erinnern darum auch an ihre Dachstuben, liebster Oberst; ich will sie aber im Original sehen. Meinen herzlichsten Dank."

Das Siegel ward dem Visa aufgedrückt, und die Pferde hielten an der Treppe. Lebe wohl, geliebtes Kuban! Du bist sehr liebenswürdig; wenn es dir aber nicht einfallen sollte, mich zu besuchen, — meinen Besuch wirst du vergebens erwarten.")

Mannigfaltiges.

— Französische Real-Encyclopädieen. In Paris erscheinen jetzt neben einander drei verschiedene Encyclopädieen, die sämmtlich mehr oder weniger dem Deutschen Conversations-Lexikon nachgebildet sind. Von dem bedeutendsten, dem Dictionnaire de la Conversation, welches die berühmtesten Mitarbeiter zählt, haben wir bereits mehrere Mal in diesen Blättern interessante Proben mitgetheilt. Die neueste Lieferung desselben enthält, zum Theil aus der gewandten Feder des Ministers Guizot, den Artikel France (Frankreich), den wir nächstens ebenfalls in einem Auszuge zu geben gedenken. Das zweite Unternehmen, die Encyclopédie des gens du monde, wird von Herrn Schmitzer geleitet und war Anfangs darauf berechnet, mehr eine bloße Uebersetzung des Brockhaus'schen Werkes als ein freies Unternehmen zu seyn. Es zeigte sich jedoch bald, daß die Deutsche Encyclopädie für die mehr politische als wissenschaftliche Bildung der Franzosen einerseits nicht praktisch und andererseits nicht umfassend genug sey. Die Encyclopédie mußte daher, eben so gut wie das Dictionnaire, neue Artikel und andere Bearbeitungen geben, wenn sie von diesem nicht völlig verdrängt werden wollte. Gegenwärtig ist sie zwar erst bis zum C gelangt, während ihr Rival bereits den Buchstaben F vollendet hat, doch scheint es ihr ebenfalls nicht an lebhafter Theilnahme zu fehlen. Der dritte Konkurrent endlich ist die Encyclopédie moderne von Herrn Courtin. Dieser nimmt zwar für sein Werk das Recht der Anciennität in Anspruch, und allerdings existirt es bereits seit mehreren Jahren in vollendeter Gestalt; da sich jedoch die neue Ausgabe desselben als völlig umgearbeitet ankündigt und das Versprechen gegeben wird, den beiden anderen noch einem viel größeren Plan angelegten Unternehmen nicht nachstehen zu wollen, so dürfte es jetzt wohl als deren jüngerer Bruder zu betrachten seyn.

— Straßen-Namen. Das New Monthly Magazine macht die Bemerkung, daß es in dem großen London keine einzige Straße gebe, deren Namen mit einer historischen Erinnerung an berühmte Personen verknüpft sey. Weder Königen und Staatsmännern, noch Dichtern, Künstlern und Gelehrten ist in London die Auszeichnung zu Theil geworden, ihre Namen auf Stadtviertel und Straßen übertragen zu sehen. Die Benennungen der letzteren scheinen vielmehr alle ganz zufällig entstanden zu seyn, und so giebt es in London Straßen mit höchsten Titeln verbunden, wie König, Königin, Regent, Herzog, Graf (Earl) &c.; mit Namen von Pairen, wie Argyle, Somerset; mit Städten, wie Hannover, Berwick, Marlborough (diese Straße und ihr Name sind älter als der berühmte Feldherr); mit Gewerben, wie Bäcker, Brauer; mit Vögeln, wie Fink, Falke, Schwalbe; mit den Weltgegenden Nord, Süd, Ost und West; mit Metallen, wie Silber, Gold; mit Vornamen, wie Martin, Paul, Marie &c. Alle diese Bezeichnungen wecken jedoch keine historische Erinnerung. Wie schön wäre es dagegen, wenn London etwa eine Alfred-, Chaucer-, Königin Elisabeth-, Spenser-, Shakespeare-, oder Milton-Straße hätte! Es scheint dies eine eben so einfache, als leichte Weise, große Namen populär zu machen und ihr Andenken selbst beim niederen Volke zu erhalten. Ja, wir wundern uns, daß es noch keine Deutsche Residenz giebt, in der eine Schiller- und eine Goethe-Straße schweffertlich parallel laufen, eine prächtige Lessing- und eine winkelige Gottsched-Straße sich durchkreuzen, und eine lange Bischof-Straße in einen großartigen Luthers-Platz ausläuft.

*) Wenn Herr Alexander Martinsky das Resultat seines Besuchs bei Nulla-Nur veröffentlichen sollte, so werden wir nicht unterlassen, es unseren Lesern mitzutheilen.